

Jörn Jacob Rohwer
Vera Lehndorff

VERUSCHKA

MEIN LEBEN

DUMONT

Das außergewöhnliche Leben eines deutschen Weltstars

Sie ist einer der wenigen glanzvollen Stars, die Deutschland hervorgebracht hat: Veruschka, Deutschlands erstes Supermodel. Rund um den Globus kennt man ihren Namen, ihren Körper, ihr Gesicht. Ihre Geschichte kennt man nicht.

Obwohl sie auf Abertausenden von Modebildern zu sehen war, erfuhr man von der Schönen wenig. Nun erzählt sie in Gesprächen mit Jörn Jacob Rohwer erstmals ihr Leben.

Vera Gräfin von Lehndorff, geboren 1939 in Ostpreußen, erinnert sich an ihre frühe Kindheit auf Schloss Steinort in Masuren, an ihren Vater Heinrich Graf von Lehndorff, der 1944 als Widerstandskämpfer hingerichtet wurde. Sie erzählt von ihrer wilden, glamourösen Zeit als erstes deutsches Supermodel im New York und Paris der 60er- und 70er-Jahre. Aber auch von den Schattenseiten der Mode- und Kunstszene.

Hundert Aufnahmen, teils unveröffentlicht und aus Privatbesitz, runden diesen aufwendig gestalteten Band ab. Er erzählt die außergewöhnliche Geschichte einer Ikone, die bis heute eine Unbekannte geblieben ist.

JÖRN JACOB ROHWER
VERA LEHNDORFF

VERUSCHKA

MEIN LEBEN

DUMONT

JÖRN JACOB ROHWER: Mit 25 Jahren arbeiteten Sie wie »ein Schwerstarbeiter«, die großen Magazine rissen sich nur so um Sie, vor Ihnen lag das erfolgreichste Jahr Ihrer Model-Karriere. Sie gingen aus, lernten interessante Menschen kennen.

So waren Sie auch mit Diana Vreeland befreundet, was für ein Mensch war sie?

VERA LEHNDORFF: Vreeland war revolutionär in der Modewelt. Ihre Passion für Mode, Stil und Schönheit, ihr Wissen und ihre Persönlichkeit waren außergewöhnlich.

An manche ihrer Ratschläge denke ich noch heute. Zum Beispiel, sehr exzentrisch und kompliziert zu sein. Einmal bat ich sie um Rat, es ging um einen Millionenvertrag. Man wollte den Namen »Veruschka« kaufen, um ein neues Wodka-Label, speziell für die Frau, so zu nennen. Als Werbe-Idee wurde vorgeschlagen, Veruschka in Miniatur in der Wodkaflasche schwimmen zu lassen. Meine Entscheidung war schon gefallen. Der Name Veruschka sollte nicht mit einem Alkohol-Produkt verbunden werden. Vreelands Ratschlag war sehr amüsan: »Veruuuschka, be very, very difficult, in every and all details and then ... say »No.«

Die Abendgesellschaften von Mrs. Vreeland waren berühmt. Wie kann man sich einen solchen Abend vorstellen?

Sie wohnte in der Park Avenue, in einem mächtigen, alten Gebäude mit Doorman und Lift, sehr elegant. Man fuhr in den soundsovielten Stock und betrat ihr Apartment über einen schmalen Gang, der zum großen Salon führte, ein sehr langgestreckter Raum mit Blick auf die Park Avenue. Das Zimmer war sehr farbenfroh eingerichtet, vor



allem Rottöne liebte sie. Vreeland thronte meist auf einem ihrer Sofas. Allerdings dauerte es immer eine Zeitlang, bis sie erschien. Die Gäste wurden in den Salon geführt, dort wartete man, bis irgendwann die Tür zu ihren privaten Räumen aufging und Vreeland auf Zehenspitzen hereinschwebte. Sie setzte einen Fuß vor den anderen, immer zuerst mit der Spitze. Es war jedes Mal ein großer Auftritt. Die Gesprächsthemen waren von den Gästen abhängig, es waren andere Gespräche, wenn Andy Warhol mit am Tisch saß oder Truman Capote oder Prinzessin Pignatelli oder Mick Jagger. Manchmal war ich auch allein bei ihr eingeladen.



Veruschka und Peter Fonda
in Paris, 1965

1965 verliebten Sie sich in Peter Fonda. Fonda war hingerissen von Ihrer Schönheit, stellte Ihnen nach, bis Sie einwilligten, mit ihm auszugehen. Die folgenden Tage und Nächte verbrachten Sie gemeinsam. Kurze Zeit später kehrte Fonda nach Los Angeles zurück. 1971 feierten sie, Fonda zufolge, in der Suite eines New Yorker Luxushotels Ihr Wiedersehen.

Ich war total verliebt in Peter. Er war ein charmanter, warmherziger Mensch, der ganz offen auf einen zuing. Er hatte dieses strahlende Lächeln. Mit Peter konnte ich über alles reden, das kannte ich so nicht. Er hatte etwas Authentisches, das mochte ich. Ich erinnere

mich, dass er mich immer lange wortlos ansah. In Paris rauchte ich mit ihm meinen ersten Joint, und wir lachten viel. Wir gingen mit Peter Beard und Jennifer O'Neill, einem jungen Model, an der Seine spazieren.

Im August des Jahres 1965 lernten Sie Peter Beard kennen und gingen mit ihm auf Reisen. Gemeinsam besuchten Sie Dalí in Spanien. Was für ein Mensch war Dalí?

Dalí war wirklich ein Wesen vom anderen Stern. Wo immer er hinging, war er der absolute König. Entsprechend war er gekleidet, mit langem, ausladendem Mantel und seinem berühmten Stock mit Silberknauf. Wenn Dalí mich begrüßte, tat er dies mit seinen sehr abrupten, theatralischen Gesten und leuchtenden, weit aufgerissenen Augen. Er kam auf mich zu und hauchte nur: »Bonjour, bonjooouuur...«. Er sagte es immer zweimal, in jedem Land, zu jeder Tageszeit: Bonjour, bonjooouuur – so wie andere Leute sich Wangenküsse geben. Wenn er wollte, war er ein großer Clown; sobald er aber seine Ruhe wünschte, passierte gar nichts mehr. Dann saß man im Restaurant an einem langen Tisch, und Dalí thronte am Kopfende und schwieg. Saß ich neben ihm, erzählte er mir ganz leise auf Französisch irgendwelche Geschichten, meist ziemlich banales



Mit Dalí in Port Lligat, 1965



Peter Beard, Veruschka und Dalí
in Port Lligat, 1965

Zeug, aber er tat mächtig interessiert: »Oh, was ich gerade gesehen habe – quelle chose!« Wenn er sich langweilte, begann er mit Worten zu spielen. Gefiel ihm eines, betete er es unaufhörlich in sehr eigener Manier herunter: »Butterflyyyyyiiiiiiiiiiiiiii! – c’est très jolie.« Er war grundsätzlich über alles, was er tat und sagte, höchst begeistert. Das Gefühl von Zweifel an sich kannte er nicht. Menschen in ihrer Erscheinung zu studieren, bereitete ihm großes Vergnügen. Nena von Schlebrügge, die Mutter von Uma Thurman, hatte es ihm angetan; auch sie war Model und häufig in seiner Gesellschaft anzutreffen. Dalí liebte ihre Augen. Als sie sich einer Augenoperation unterziehen musste, übernahm er die Kosten, sie wäre wohl sonst erblindet. An mir liebte er die Hüften oder einen bestimmten Knochen. Dalí hatte sehr ungewöhnliche Vorstellungen von Menschen. Auch an ihm selbst war nichts gewöhnlich, durfte es auch nicht sein. Einmal – wir waren alleine –, fragte ich ihn nach Frauen, nach körperlicher Nähe oder Sex, da ihn dieses Thema immer brennend interessierte. »Oh, non – jamais!«, antwortete er in leisem Singsang, »die Spitze meines Penis’ ist geformt wie eine Blume, die davon weiß gefüllt wird.« So war er. Nichts durfte bei ihm sein wie bei anderen Menschen, dagegen wehrte er sich mit einem entschiedenen »Non!«. Wenn er sprach, wurde alles genauestens prononciert, mal ganz leise, dann geflüstert, dann wieder laut, in verschiedenen Stimmlagen. Alles an ihm war Kreation, immerzu.

In Cadaques ließ Dalí, um seinen Voyeurismus zu befriedigen, auch Orgien inszenieren. Erinnern Sie sich an diese Ausschweifungen?

Das waren keine Orgien. Einmal gingen wir spätabends in einen ovalen Raum im Hause Dalís, saßen dort auf Kissen auf dem Boden. In der Mitte des Raumes lag ein junges, halbnacktes Paar, das sich berührte und erregte. Zu einem Orgasmus kam es vor uns Zuschauern natürlich nicht. Darum ging es Dalí auch nicht – Dalí studierte das Gesicht des Mädchens, um es vielleicht zu malen. Sein Blick auf das Geschehen war einzig und allein der Blick des Künstlers. Den Ausdruck, die Ekstase im Gesicht des Mädchens fand er aufregend. »Schau mal, wie verklärt und entrückt ihr Gesicht jetzt ist«, flüsterte Dalí. Peter Beard krickelte die ganze Zeit in seinem Tagebuch herum, ohne das vor ihm liegende Paar auch nur einmal anzusehen, er war verklemmt. Heute ist er abgebrüht, aber damals war er noch sehr jung und genierte sich.

Gemeinsam mit Peter Beard reisten Sie im selben Jahr nach Afrika. Beard fotografierte Sie, etwa im Catsuit vor gefesselten Nashörnern oder auch mit schwarz bemaltem Gesicht. Was für ein Mensch war Beard?

Peter kam aus der besten Gesellschaft Amerikas, sein Großvater, Jerome Hill, hatte ein Vermögen mit Eisenbahnbau gemacht. Deshalb konnte Beard, der sehr gut aussah, ausgeflippt und verrückt und voller Ideen war, es sich leisten, Erziehung, Ausbildung und Studium über Bord zu werfen und nur zu tun, was ihm gefiel. Peter war immer intensiv und völlig wild – alles war extrem bei ihm; nie schlafen oder tagelang schlafen. Seine Anschauungen waren stets definitiv. Ob in Paris oder N.Y., überall lief er in denselben verschlissenen Jesuslatschen und denselben ausgebeulten Hosen herum, und je dreckiger sie waren, desto mehr mochte er sie. Abends trug er eine ganz konventionelle saubere Jacke dazu. Alle fanden Peter toll! – Man ging immer fabelhaft essen, in die besten Restaurants, Clubs und Bars – alles war Exzess. Die Schönheit des Tiers in den Frauen zu entdecken reizte ihn, reizte auch mich, da trafen wir uns. Heute beschämen mich manche Fotos von damals sehr. Sie entstanden vor



Fotografie von
Franco Rubartelli, 1969

gefesselten, zu Tode verängstigten Tieren, die, ihrer Freiheit beraubt, endlose Reisen in die Zoos vor sich hatten. Ich kann es in keiner Weise mehr nachvollziehen, wie es mir möglich war, dies so gefühllos und ignorant hinzunehmen. Die Kraft der weißen Frau vor dem geknechteten Tier zu demonstrieren, das ist reaktionär und zutiefst kolonialistisch. Damals habe ich das nicht erkannt.

Mitte Oktober 1965 fuhren Sie nach Taormina, wo Sie Franco Rubartelli trafen, dem Sie einige Wochen zuvor, auf Empfehlung Diana Vreelands, erstmals in Rom begegnet waren.

Ich hatte schon von ihm gehört, auch Fotos, sehr interessante Schwarzweiß-Bilder gesehen, die er von seiner Frau Françoise für die US-Vogue gemacht hatte. Rubartelli lud mich zum Abendessen ein – ein attraktiver, eleganter Italiener, der versuchte, Eindruck zu schinden. Ich war nicht allzu begeistert, als er fragte: »Wie wäre es, wenn wir zusammen arbeiten würden?« Aber ich war interessiert, weil ich ahnte, dass er bereit war zu experimentieren, etwas Außergewöhnliches zu versuchen, etwas Neues zu erfinden.

Sie waren fünf Jahre mit Franco Rubartelli liiert. Dank Ihres Erfindungsreichtums und Rubartellis Auge setzten die gemeinsamen Arbeiten Maßstäbe in der Modefotografie. Kam Ihnen diese Arbeit auch entgegen, weil sie Sie aus der Routine der Modelarbeit riss?

Ich wurde unaufhörlich von allen namhaften Fotografen gebucht: Horst P. Horst, Irving Penn, Henry Clarke, Bert Stern, Sokolsky, Penati. Nach einer gewissen Zeit war das nicht mehr spannend für mich. Mit Penn zu fotografieren bedeutete immer, wortlos zu verharren wie ein Stilleben. Natürlich war es etwas Besonderes, mit solchen Virtuosen zu arbeiten, all die Titelbilder zu bekommen, die Begeisterung der Leute zu spüren. Aber ich hatte mich immer nach den Wünschen und Ideen anderer zu richten. Ich sagte mir: »Du besitzt eine gewisse Eleganz, auch Klasse und all das – so weit, so gut«. Aber ich fühlte mich so eingeeengt und furchtbar gelangweilt, wenn ich nichts anderes tat als immer nur Kleider präsentieren. Wo bleibt bei alledem die Kunst? Rubartellis große Qualität bestand darin, dass er wirklich zu allem bereit war. Zu Penn konnte man nicht einfach gehen und sagen: »Ich habe eine Idee«. Rubartelli hörte dagegen gerne zu, wenn es um Ideen für Fotos ging. Seine Begeisterung war ohne Grenzen, wenn ich ihn wieder mal überraschte mit einem neuen Look, »Fantastico, bellissimo«, schrie er – wir rannten sofort



Erste Körperbemalung
(Foto: Franco Rubartelli)



raus und es wurde fotografiert. Sein Blick für natürliches Licht war außergewöhnlich. Rubartelli fotografierte mich so, wie ich mich sehen wollte, und nicht so wie Stylisten. Ich war Herrin meiner Looks – genau das wollte ich.

Unsere Fotostrecken wurden immer veröffentlicht, selbst die ohne Auftrag und im Spaß entstandenen, alle Magazine der Welt wollten mit uns arbeiten – es war dazu auch noch billig für sie, wir benötigten weder Assistenten, Stylisten, Make-up-Leute noch Friseure. Solche Reisen, wie wir sie damals unternahmen, nach Afrika, Südamerika, Japan oder Australien, würden heute eine Crew von acht bis zehn Personen benötigen. Die Magazine gaben uns die Klamotten, und wir zwei gingen alleine auf die Reise.

In einem Brief an die Mutter beschrieben Sie, wie Sie die konventionelle Arbeit ermüdet:

»New York lässt mich dieses Mal ziemlich kalt, aber das bin natürlich ich, denn bei mir hat sich viel verändert. Ich fühle mich so tot mit all dem alten, was ich hier zurücklasse. Ich meine damit hauptsächlich meine Arbeit. Früher habe ich eigentlich jeden Tag gern gearbeitet, jetzt ist es jeden Morgen ein Zwang. Mich interessiert nur noch, ganz bestimmte Fotos zu machen. Solche, die mich genau zeigen – so wie jene, die Franco in München von mir gemacht hat. Ich möchte und muss nach etwas suchen.«

In dieser Lebensphase begannen Sie, sich intensiv mit Körperbemalung zu beschäftigen.

So verwandelte ich mich anfänglich durch Bemalungen meines Körpers in Tiere, weil diese, wie ich fand, meist schöner als wir Menschen sind. Die Nacktheit des menschlichen Körpers hatte mich immer schon gestört. Die mittels Farbe erzeugte Illusion von Fell oder Federn empfand ich als eine Möglichkeit der Transformation. Es war wie ein Spiel, mich mir und anderen in veränderter Gestalt zu zeigen. Die ersten Körperbemalungen, die ich in den 60er-Jahren machte, sind aus dem Spielerischen, der Mode, der Verwandlungslust entstanden, waren dekorativ. Die Steinbemalung 1968 war der Beginn einer Wandlung – die Zurücknahme des Ichs. Und bald da-

Rom 1968
(Foto: Franco Rubartelli)



nach begann die Zusammenarbeit mit dem Künstler Holger Trülzsch, durch ihn ist die Strenge, die Reduziertheit der Pose entstanden. Die Malerei wurde komplizierter, wir erarbeiteten eine spezielle Maltechnik für den Körper. Holger kam von der Malerei – wie auch ich anfänglich.

1966 begann Ihre Zusammenarbeit mit Richard Avedon, die bis 1973 währte und besonders intensiv war.

Es war Vreelands Initiative, uns zusammenzubringen. Sie und Avedon kannten sich viele Jahre, hatten bereits bei Harper's Bazaar zusammengearbeitet. Häufig engagierten sie den Haar-Künstler Ara Gallant, möglicherweise hatte auch er Richard Avedon schon von mir erzählt. Er registrierte ganz genau, was in mir vorging, er sah und fühlte es, war hochsensibel. Schon wenn ich hereinkam, rieb er sich vor Aufregung die Hände und sagte: »Heute machen wir etwas richtig Tolles!« Wir gingen dann gleich gemeinsam in den Umkleide-raum und begannen zu überlegen, was wir anstellen würden, während er mein Gesicht studierte. Dick, Ara, Polly Mellen und ich – wir waren ein fantastisches Team. Mit ihnen zu arbeiten war ein Hochgenuss, ohne Missverständnisse. Jeder gab sein Bestes und gemeinsam kreierten wir eine wunderbare Geschichte. Ein solches Zusammenfließen habe ich nie wieder erlebt.



Und die Resultate zeigen, in welchem hohem Maße er seinen Blick in Ihnen erwidert fand.

Das war einmalig. Leider musste ich ihm immer wieder absagen, weil Rubartelli sich dazwischenstellte. Das hat Avedon sehr missfallen.

Im Februar 1966 unternahmen Sie eine der aufwendigsten, auch strapaziösesten Reisen Ihrer Karriere: eine mehrwöchige Tour mit Richard Avedon und einem ganzen Tross von Assistenten in einen entlegenen Kanton Japans, um in einer Landschaft von ewigem Eis und Schnee die kostbarsten Pelze zu fotografieren. Sämtliche Stücke waren für Sie gefertigt worden, wurden gesondert und unter Verschluss transportiert. Vogue hatte weder Kosten noch Mühen gescheut.

Schon die Vorbereitungen in New York waren monumental. Wochenlang wurde bis spät in die Nacht geplant und organisiert. Immer wieder musste man zu Vreeland ins Büro, dort wurden die Kleider ausgewählt, die – wie die Pelze – meist speziell für den Anlass gefertigt wurden. Immerzu herrschte große Aufregung, Vreeland war fast unangenehm mit den Stilistinnen: »Also diese Reise – ich sehe sie noch nicht!« sagte sie dann in ihrem Ton. Ich hatte mir zuvor in Acapulco eine schlimme Darminfektion geholt, bei einem Shooting mit Rubartelli. Und so ging ich krank auf Reisen, wurde den Infekt auch in Japan nicht mehr los, konnte kaum Nahrung zu mir nehmen und wurde immer dünner.

Die Gruppe brach von Tokio aus auf – die mitreisende Autorin Mary Evans beschrieb dies so:

»Wir fuhren nach Norden, in drei großen, schwarzen Limousinen und einem riesigen, glänzenden Van, der innen ganz weich von einem Schatz an Pelzen war. In unseren Wagen saßen Veruschka, die aussah wie ein goldener Giacometti; Dick, ständig unter Strom vor Wachsamkeit – ein Schatzmeister des Obersten Gerichtshofs in geheimer Mission; Polly, wie eine Renaissance-Hofdame hauptsächlich an Luxus interessiert; Ara, unser kunstfertiger Hair-Stylist; unser zahlreiches Gefolge an Helfern und Führern. Die Straße war von glitzernden Schildern gesäumt, und auf den Türschwelen der Häuser konnten wir winzige Bonsais in der Sonne stehen

sehen. Unter uns befand sich auch ein Riese, ein junger Japaner von mythischen Proportionen – ein traditioneller Sumoringer. Wir hatten ihn in seinem Trainingsstall in einem gefalteten Lendenschurz vorgefunden, der wie ein Sattel auf seinem Percheron-Rücken saß.»

Er war 17 Jahre alt, fast zwei Meter groß, unglaublich schlank. Wir mussten zunächst auf die Erlaubnis des Stallführers warten, bis er reisen durfte. In Japan war ein so großer Mann eine Sensation. Seine Füße waren gewaltig, obendrein ging er nur barfuß, auch im Winter. Für die Aufnahmen stand er stundenlang im Schnee, Schuhe fanden sich für ihn nicht. Da wir kein Japanisch sprachen, auch keinen Übersetzer fanden, konnten wir uns nicht mit ihm verständigen. So sagte er nie einen Ton, war immer vollkommen stumm.

Nach langer Fahrt erreichten Sie endlich das Ziel der Reise, Snow Country.

Ich erinnere mich lebhaft an unser Frühstück in diesem Teil der Erde – eine unglaubliche Erfahrung. Ich konnte nicht essen, was uns da gebracht wurde: Spinnenartige, braungebrannte Insekten, die aussahen wie geröstete Kakerlaken. Sie wurden auf einem Brett mit einem Schälchen kaltem Reis und Gemüse serviert, dazu gab es grünen Tee. Keiner von uns wollte das zu sich nehmen. Man brachte uns dann warmen Reis.

Sie müssen so diszipliniert gewesen sein, dass Sie wie in eine Art Arbeitsrausch verfielen. Ihnen wären fast die Füße eingefroren, man musste Sie forttragen.

Ich war sehr dünn, es ging mir nicht so gut, aber ich wollte auf keinen Fall die Arbeit unterbrechen. Wie mühsam war es gewesen, an diesen Punkt zu kommen, dort in Japan zu stehen. Alles drehte sich nur um mich, ich wollte durchhalten. Einerseits war es der Kälte und meines Befindens wegen sehr anstrengend, andererseits war es eine Luxusreise, die es so vorher und nachher nie mehr gegeben hat. Da ich mit Rubartelli immer alles allein machte, war ich vollkommen unverwöhnt, wir hatten nicht mal einen Assistenten. Aber diese Reise mit Avedon war hochluxuriös, immer war für alles gesorgt.



Wenn wir abends ins Hotel kamen, wurden wir immer massiert, von Blinden, die mit Gefühl auf uns herumtrampelten.

Während dieses Aufenthalts entstanden Fotos am Meer, an heißen Quellen, in Bergen von Schnee. Eines der Bilder, im Zug nach Hokkaido aufgenommen, wirkt besonders glamourös. Sie sitzen am Fenster, in Luxus eingehüllt. Das Make-up hatten Sie selbst kreiert, es ist Teil der Aura dieses Bildes.

Das Make-up – es fokussierte auf Schattierungen der seitlichen Augenpartie – war kein spontaner Entschluss gewesen. Ich weiß noch, dass Avedon unmittelbar nach diesen Aufnahmen sagte: »Es ist ganz erstaunlich mit dir: Du machst nichts, einfach gar nichts im Gesicht. Ich bin fast nervös geworden, weil du so regungslos wirktest, und dachte: Das geht doch nicht, sie hat keinen Ausdruck im Gesicht!« Später besah er sich die Kontaktabzüge und fand: Genau so war es richtig. Ich hatte eben doch etwas gemacht, nur konnte er es während des Fotografierens nicht gleich sehen. »Wie bitte?« fragte er mich manchmal völlig verblüfft, wenn wir fertig waren, »Du bist nervös gewesen? Ich habe nichts bemerkt.«

Sie sind also vollkommen beherrscht und lenken den Moment durch die Intensität Ihres Blicks, die Nuancen Ihres Gesichts.

Ich weiß ziemlich genau, wie ich umzugehen habe mit meinem Gesicht, sobald die Kamera sich auf mich richtet. Ausschlaggebend aber ist, wer auf der anderen Seite der Kamera steht und wie gut es uns gelingt, durch die Kamera, ohne Worte, in einen Dialog zu treten.

Worauf achten Sie, um eine bestimmte Wirkung zu erzielen?

Es kommt darauf an, um was es sich handelt. Ein Modefoto, ein Porträt, ein Kunst-Projekt oder ein Film – für all das gibt es verschiedene Herangehensweisen. Für alle gilt aber eins: Bevor ich anfangen sollte ich eine Vorstellung des Endergebnisses haben, ohne aber das Unvorhergesehene, das Ungeplante während der Arbeit wegzudrängen.

Die innere Vorbereitung auf eine Bildidee – die Art und Weise, wie ich in einen Tag hineintrete, welche Energien ich freisetzen kann,

das alles spielt eine wichtige Rolle, um die geplante Wirkung zu erzielen. Welches Licht wir haben, ist ausschlaggebend. Bei schlechtem Licht geht gar nichts mehr, es paralyisiert mich. Die Szenerie, das Ambiente, die Kleider wirken zusätzlich auf meinen Habitus, meine Stimmung, besonders wenn es um Mode geht. Manchmal ist es aber auch so, dass nichts vorbereitet ist, nur das Licht ist gut – es ist dann das Licht, das mich das Richtige machen lässt, so sind oft die schönsten Bilder entstanden. Für die Japan-Reise hatten wir allerdings in New York bereits einen Look kreiert und Polaroids gemacht, sodass die Bildidee schon vorlag.



»Blow Up«, Szenefotos mit David Hemmings, London 1966 (Fotos: Arthur Evans)





Schloss Steinort, Stammsitz der Familie von Lehndorff

Nona, Gabriele, Gottliebe, Catharina und Vera von Lehndorff. Fichtenhof, späte 40er-Jahre



JÖRN JACOB ROHWER: Sie sind eine Gräfin, auch wenn Sie diesen Titel nicht führen. Einmal sagten Sie, Ihre Familie sei mit der halben Welt verwandt, und spielten damit auf die Verbindungen europäischer Adelshäuser an. Sie selbst sehen sich als Nomadin, die ungebunden und nirgendwo zu Hause ist. Vermittelt Ihnen der adlige Stand dennoch ein Gefühl von Zugehörigkeit?

VERA LEHDORFF: Überhaupt nicht. Eher eine gewisse Distanz. Früher hat mir Adel sogar ein Gefühl von Unbehagen bereitet. Adelsbälle habe ich als Horrorerlebnisse empfunden. Diese Steifheit, diese unsinnliche Atmosphäre! Die Männer waren konventionell und unerotisch, keiner von ihnen hatte etwas Eigenes, etwas Wildes. Immer ging es nur um standesgemäße Manieren, das war langweilig, geradezu qualvoll. Vielleicht habe nur ich das so empfunden? Es ist die Arroganz, die manche Adlige ausstrahlen, die mich am meisten irritiert. Freundschaften habe ich ganz woanders gefunden, Erotik erst in Italien entdeckt. Ich wurde in eine Welt hineingeboren, die meine Bedürfnisse nicht befriedigen konnte, warum, weiß ich nicht.

Sie wurden am 14. Mai 1939 in Königsberg geboren und sollen mit ausgestrecktem rechtem Arm auf die Welt gekommen sein.

Ja, mein Vater soll gesagt haben: »Das fängt ja gut an, meine Tochter kommt mit dem Hitlergruß auf die Welt.« Es kommt mir vor, als hätte sich die Erzählung dieser Begebenheit für lange Zeit in mich eingeschrieben, als könnte ich mich an seine entsetzten Augen erinnern, die zu sagen schienen: »So ein Kind will ich nicht akzeptieren.« Die ganze Jugend hindurch hat mich dieser Gedanke beschäftigt. Deshalb fand ich mich wohl so hässlich. Wieder und wieder wurde auch erzählt, mein Vater sei, als er mich zum ersten Mal sah, hinausgerannt und habe ausgerufen: »Oh Gott! Was ist denn das? Von uns kann das nicht sein!« Als ich davon erfuhr, dachte ich: »Sieh an, mein Vater hat mich also auch schon hässlich gefunden. Also muss ja etwas dran sein.« Wenn ich später nach den Ursprüngen der Probleme in meinem Leben suchte, fand ich sie auch in meiner Geburt mit dem Hitlergruß – was für ein Horror-Symbol. Erst viel später konnte

ich darüber lachen. Mitunter hielt ich mich für die Inkarnation des Bösen – offenbar ein Symptom bei vielen Kindern von Familien, in denen es ein Unheil gab. Sie nehmen die Schuld für das Unglück auf sich. Meine Mutter hat mir immer wieder versichert, dass mein Vater mich sehr geliebt hat, dass er eine besondere Beziehung zu mir hatte.



Heinrich Graf von Lehndorff

Was für ein Verhältnis hatten Sie zu Ihrem Vater?

Ich habe meinen Vater sehr geliebt. Bei ihm erlebte ich das Gefühl von Zärtlichkeit. Nona, meine Schwester, nannte er ihrer schönen, weißblonden Haare wegen »Seidenäffchen«. In Ostpreußen gab man den Kindern gerne Kosenamen. Mause, Heini, Liebchen. Mich nannte er, warum auch immer, »Töppi«. Natürlich wäre auch ich lieber ein Seidenäffchen gewesen.

1942 ließ Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop den linken Flügel von Schloss Steinort beschlagnahmen und aufwendig renovieren. Nachdem er dort Einzug gehalten hatte, war es unvermeidlich, dass auch Sie ihm begegneten. Erinnern Sie sich?

Ich muss etwa vier Jahre alt gewesen sein, als Nona und ich von ihm zwei Ponys – Anton und Lore – geschenkt bekamen. Ich habe mich darüber gefreut, klar. Zu Propagandazwecken wurden Aufnahmen von uns »blonden Kindern« gemeinsam mit Ribbentrop gemacht. Wir Kinder wurden aufgeputzt, in weißen Kleidchen mit weißen Kniestrümpfen, mein Haar zur Tolle gedreht, und wir wurden hinunter in die große Halle gebracht. Unten angekommen, waren wir

Gottliebe (re.) und Heinrich von Lehndorff (li.) mit Joachim von Ribbentrop und Manfred von Lehndorff, Schloss Steinort, Sommer 1943



dann immer auf Höhe mit diesen schwarzen Stiefeln, die auf uns zukamen. Männer beugten sich zu uns herunter, sagten Guten Tag, betätschelten uns mit ihren riesigen, verschwitzten Händen. Man wusste schon: Jetzt kommen wieder diese Hände, die einen halten, in Besitz nehmen wollen, immer in Gegenwart von Fotografen. Zuerst war es noch aufregend, wegen der Zuwendung, die wir Kinder plötzlich bekamen, sehr bald wurde es langweilig, wir heulten und das Ganze wurde zur ungeliebten Pflicht. Aber Ribbentrop war für uns auch der nette, liebe Onkel, der uns Geschenke gab.

Auf einem dieser Fotos, die damals zu Propagandazwecken entstanden, führt Ribbentrop Sie und die Schwester in den Steinorter Wald. Was empfinden Sie beim Betrachten dieser Aufnahmen?

Wer den Hintergrund dieses Fotos nicht kennt, der könnte glauben, da spazierte ein Vater mit seinen Kindern durch einen lichtdurchfluteten Wald. Wenn man aber weiß, wie es wirklich war, dass hier Ribbentrop die Kinder jenes Menschen an den Händen hält, den



seine Männer später jagen und dann umbringen werden, ist es ein schauerliches Bild. Es war der Tag, an dem wir die Ponys geschenkt bekamen.

Juli 1944: Die russischen Truppen näherten sich Masuren. Das Attentat auf Hitler war für den 15. Juli geplant. Zuvor wollten Ihre Eltern Sie und die Schwestern in Sicherheit wissen. In Begleitung einer Gouvernante wurden Sie mit dem Zug zu den Großeltern nach Graditz nahe Torgau geschickt. Erinnern Sie sich an diesen Abschied?

Ich habe folgendes Bild vor mir: Wir saßen bereits im Zug, mein Vater stand draußen vor dem Fenster und schaute zu uns hinein, sein Gesicht ganz nah an der Scheibe. Er schaute zu uns herein, sein Blick war mir ungewohnt, so ernst. Ich war von seinen Augen wie hypnotisiert, als zöge er mich ganz und gar in sich hinein. Sein Gesicht dieses Augenblicks hat sich in mir eingebrannt. Ernst und tief versunken in mein Gesicht sagte es: »Ich hoffe, wir sehen uns wieder.« Ich weiß nicht, wo die anderen in jenem Moment waren, vermutlich hat er sie genauso angesehen. Nona kann sich nicht entsinnen, Gabriele war noch zu klein. Dann fuhr der Zug an, er lief noch ein Stück nebenher, den Blick auf uns gerichtet, dann war er auf einmal weg – weg und ausgelöscht für immer.

Das Attentat vom 15. Juli konnte nicht ausgeführt werden, das vom 20. Juli in der Wolfsschanze misslang. Ihr Vater flüchtete kurz vor seiner Verhaftung aus einem der Fenster des Schlosses und bahnte sich seinen Weg durch die Wildnis Masurens. Aus Sorge um seine Familie stellte er sich aber. Drei Tage nach dem missglückten Attentat, am 23. Juli 1944, wurde Ihre Mutter von Steinort vertrieben. Sie wurde, hochschwanger, verhaftet und in ein Gefängnis gebracht, wo sie ihr viertes Kind gebar. Am 19. August überraschend entlassen, gelangte sie mit dem Neugeborenen nach Graditz zu ihrer Mutter. Hat Ihre Mutter Ihnen erklärt, was mit Ihrem Vater geschah?

Nein, das wäre hochgefährlich gewesen; man hätte ja auch uns Kinder verhören können. Ich erlebte nur, dass sehr viel Aufregung herrschte. Plötzlich war alles anders.

Was geschah am 25. August 1944?

... die Tür ging auf und meine Mutter trat in Begleitung der Gouvernante ins Zimmer, beugte sich über uns und hob uns aus den Betten – Nona, Gabriele und mich. Das Licht auf dem Gang im Vergleich zu unserem dunklen Zimmer war so grell, dass ich in der offenen Tür nur die schwarze Silhouette eines Mannes erkannte. Er stand da wie versteinert, ohne Gesicht. Das war unheimlich für mich. Die Mutter hob uns also aus den Betten, es gab einen Wortwechsel, dann wurden wir besagtem Mann und seinem Begleiter in die Arme gegeben. Für meine Mutter war es ein furchtbarer Moment, weil sie nicht wusste, was mit uns geschehen würde. Aber sie zeigte es nicht, sie weinte nicht, sie nahm sich zusammen, sodass wir glauben konnten, es würde nichts Bedrohliches geschehen. Und dann fuhren sie mit uns durch die Nacht. Gabriele weinte und wimmerte ohne Unterlass. Ich begann zu ahnen, dass etwas Unheimliches vor sich ging.

Sie und Ihre zwei Schwestern wurden in ein bewachtes NS-Kinderheim in Bad Sachsa im Harz gebracht – wie alle Kinder der Mitstreiter des 20. Juli, insgesamt waren es 46. Die Idee der Sippenhaft stammte von Reichsführer SS Heinrich Himmler. Zwar wurden die Frauen, Kinder über 15 Jahre, Großeltern und Geschwister nicht ermordet, aber sie wurden in Gefängnisse oder Konzentrationslager gesteckt, von den übrigen Inhaftierten separiert. Die jüngeren Kinder wurden von Gestapo-Leuten nach Bad Sachsa verschleppt.

Nona wurde gleich zu Beginn von uns getrennt, ich habe sie dann längere Zeit nicht mehr gesehen. Ich kann mich an den Raum erinnern, in dem Gabriele und ich anfangs gemeinsam untergebracht waren. Ein Saal mit Betten wie im Krankenhaus, die, gemessen an unserer Körpergröße, viel zu groß für uns waren. Ich wollte nur eins: das Leid meiner kleinen Schwester lindern, ihre Hand nehmen, immer bei ihr sein. Alles andere war für mich ein Niemandsland. Als einzige Erinnerung an die Angestellten steht mir vor Augen, wie sie morgens hereinkamen und Gabriele, weil sie immer ein nasses Bett hatte, schlugen. Es war qualvoll mit anzusehen, machtlos zu sein – das war das erste Mal, dass ich Hassgefühle hatte, gegen diese brutalen

Frauen. Darum versuchte ich, das morgens ganz schnell zu verstecken, ein Tuch darüberzulegen. Das Bett war so groß, dass ich es kaum handhaben konnte. Und dann wurde es doch entdeckt. Gabriele bekam ein gequältes Gesicht, ihr feines Haar war aufgerichtet, und sie weinte ohne Unterlass, dabei sagte sie von morgens bis abends immer nur den einen Satz: »Mami rüch, Hunger, Angst – Mami rüch, Hunger, Angst«. Ich habe sie den ganzen Tag an meiner Hand gehalten, und wir sind stundenlang durch die verschiedenen Räume geirrt, ganz langsam, denn sie hatte gerade erst gelernt zu gehen – dabei sagte sie immer denselben Satz. Ich wusste, ich war ihr einziger Schutz. So vergingen die Wochen. Die Atmosphäre in Bad Sachsa erinnere ich als kalt, gleichwohl kann ich mich nicht an die Schwestern oder Erzieherinnen, auch nicht an die anderen Kinder erinnern. Ich weiß aber noch, dass uns jeden Tag jemand sagte, wie wir von nun an heißen sollten. Immer wieder wurde versucht, uns einen neuen Namen einzubläuen.

Gleich seinen Mitstreitern des 20. Juli starb Ihr Vater einen qualvollen Tod. So hatte Hitler es gewollt. Wie sehen Sie den Richter, die Juristen, den ausführenden Henker, die das Urteil fällten und am 4. September 1944 vollzogen?

Da bin ich wortlos. Was soll ich sagen? Hassen will ich sie nicht, das wäre das Sinnloseste. Hass ist eine der furchtbarsten Eigenschaften, ich lasse ihn bei mir nicht zu. Wenn ich von Menschen höre oder lese, die über andere verfügen wollen, sie foltern oder zu Tode quälen, bin ich verzweifelt darüber, dass Verbrechen dieser Art sich immer wiederholen. Und natürlich denke ich dann an meinen Vater, dem man ein solches Schicksal zugefügt hat.

Es wurde ja auch Ihnen zugefügt.

Dadurch wurde mein ganzes Leben geprägt. Meine Mutter, meine Geschwister und ich haben sehr viel erleben und erleiden müssen, aber nicht nur wir, sondern viele Millionen Menschen in Europa haben noch viel größeres Leid auf sich nehmen müssen.

IMPRESSUM

© 2011 für die Leseprobe:
DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten

© Fotos

Peter Beard (S. 4, 5)

Arthur Evans (S. 20, 21)

Franco Rubartelli (S. 3, 8, 9, 10/11, 13, 14, 17)

Privatbesitz (S. 6, 22, 24, 25)

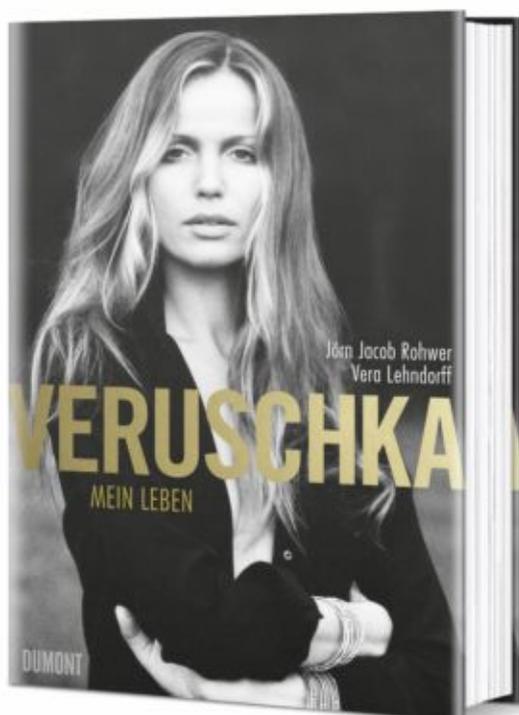
Umschlagfoto: Holger Trülzsch

Jörn Jacob Rohwer, Publizist, wurde 1965 geboren. Seine Gespräche mit Persönlichkeiten aus Kunst, Literatur, Wissenschaft und Gesellschaft wurden in renommierten Zeitungen, Magazinen und internationalen Buchpublikationen veröffentlicht. 2005 erschien sein weithin gelobter Band ›Hinter dem Ruhm‹.

Vera Gottliebe Anna Gräfin von Lehndorff wurde 1939 in Ostpreußen geboren. Nachdem die Nationalsozialisten 1944 ihren Vater hingerichtet hatten, wurde sie von der Gestapo in ein Kinderlager verschleppt. Nach dem Krieg wurde sie unter dem Namen »Veruschka« das erste deutsche Supermodel. In Michelangelo Antonionis Kultfilm ›Blow up‹ gab sie 1966 ihr Filmdebüt. Sie gilt als Pionierin der Körperbemalung und arbeitet heute als Malerin und Performerin. 2004 drehte der Regisseur Paul Morrissey einen Dokumentarfilm über sie. 2006 zeigte die Helmut-Newton-Stiftung im Berliner Museum für Fotografie die Ausstellung ›Veruschka Self-Portraits‹.

»Veruschka ist die schönste Frau
der Welt. Eine wie sie gibt es nur einmal.
Sie hat sich selbst erfunden!«

RICHARD AVEDON



Jörn Jacob Rohwer
Vera Lehndorff
VERUSCHKA
Mein Leben

Etwa 400 Seiten
Mit zahlreichen Abbildungen
Gebunden
Format 24,5 x 17 cm
Ca. € 24,- (D) / sFr. 36,50

Erstverkaufstag 12. Oktober 2011
WG 1921
ISBN 978-3-8321-1921-9553-3